



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zu Boden, Duttmüller ernst feierlich an die Decke, York bearbeitete seine Stiefelspitze mit seiner Degenscheide, und Onkel Alfons, der als Standesbeamter seiner Stadt bei sich zu Hause auf Pünktlichkeit hielt, war ungeduldig. Endlich hörte man draußen die antreibende Stimme der Frau Quakenbrück, da aber inzwischen Leute ins Postbureau traten, so mußten diese erst abgefertigt werden. Endlich thaten sich beide Thüren der guten Stube auf. Durch die eine erschien der Herr Standesbeamte, durch die andre schaute, sich im Hintergrunde haltend, seine liebe Frau und wer sonst im Hause war. Herr Quakenbrück schloß diese Thür, aber sie that sich hinter seinem Rücken leise wieder auf. Herr Quakenbrück war ein etwas corpulenter ältlicher Herr, der von jeher nicht viel von schnellen Bewegungen gehalten hatte, aber nachdem er Standesbeamter geworden war, noch feierlicher und langsamer geworden war. Er trug zu Hause immer ein Sammetkäppchen und die lange Pfeife in der Hand. So erschien er auch zum Standesaktus, doch hatte er sich zur Feier des Tages beim Rasieren geschnitten und auf den Schnitt Watte geklebt. Er begrüßte die Herrschaften feierlich, fragte nach ihrem Befinden, stellte die Witterungslage fest, setzte sich hinter sein Buch und fing an zu malen. Ab und zu schob er die Hornbrille auf die Stirn, rauchte ein paar Züge kalt und teilte den Herrschaften von ihren Personalien mit, was sie schon wußten, worauf diese nickend quittierten, und der Standesbeamte sich fragenden Blicks an seinen städtischen Kollegen wandte, als wollte er sagen: Ist es nicht recht so? Donnerwetter, sagte der städtische Kollege ungeduldig zu sich, der alte Kerl hätte das auch vorher fertig machen können.

Endlich war der Bogen vollgemalt, endlich hatten alle Beteiligten unterschrieben, endlich war die Vorlesung der endlosen Reihe der Standesgesetzparagraphen, die nicht wie sonst im Sturme hergesagt, sondern hübsch nachdrücklich vorgetragen wurden, zum Ende gediehen, da räusperte sich Herr Quakenbrück zu einer Spezialansprache. Onkel Alfons winkte ab, aber der Herr Standesbeamte hielt es für eine Aufforderung anzufangen und fing an. Er verbreitete sich über die Ehe nach ihrer sittlichen, ihrer sozialen und ihrer persönlichen Bedeutung a) beim Eingehn, b) bei der Führung und c) bei der Lösung der Ehe. Herr Quakenbrück hatte die Rede aus einem Buch abgeschrieben, hatte sie bei der Hochzeit von Gretchen Breitenbach auswendig gelernt und verwandte sie seitdem immer bei Brautpaaren höherer Gattung. Zum Schlusse wurde er gerührt und schüttelte allen Beteiligten die Hände.

Man empfahl sich, Duttmüller zog das Portemonnaie, aber es war nichts zu zahlen. York grüßte steifrückig und steifbeinig. Onkel Alfons schüttelte dem Kollegen die Hand, und Frau Quakenbrück knickte und bat, wie sie gewöhnt war, die Herrschaften, bald wiederzukommen.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Produkte der religiösen Gärung. Wir stellen diesmal zwei von der rechten und drei von der linken Seite zusammen. Der in Praxis und Theorie unermülich thätige Pfarrer von München-Gladbach, Lic. L. Weber, hat im vergangenen Jahre bei E. Bertelsmann in Gütersloh ein Sammelwerk herausgegeben und selbst dazu nicht weniger als fünfzehn Beiträge geliefert: Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltliteratur. Was ihm den Plan eingegeben hat, war die Geschichte der Weltliteratur von Julius Hart. Als

Grenzboten I 1902

86

er beim Lesen sah, wie da Christentum und Reformation beurteilt werden, und sich zugleich an J. Scherr's Auffassung erinnerte, da sagte er sich, daß solchen Büchern gegenüber doch auch einmal der positiv-evangelische Standpunkt in der Beurteilung der Weltliteratur zur Geltung gebracht werden müsse. Er gewann eine Anzahl von Mitarbeitern — wir nennen nur Böckler, Tschadert und Paulsen —, die in siebenunddreißig Aufsätzen die Hauptreligionen des Altertums, die altchristliche Zeit, den Islam, die mittelalterliche Litteratur, die Litteratur des Reformationszeitalters und der letzten drei Jahrhunderte behandeln. Die Aufsätze sind alle gut und interessant, manche, wie „Die romanische Litteratur des Mittelalters“ von Boinckel, der neben Dante und Petrarca auch die weniger bekannten Ariost und Tasso ausführlich behandelt, als Früchte selbständiger Forschung wertvoll. „Den neuesten Realismus“ vernichtet Paulsen schonungslos. Natürlich kann, auch abgesehen von der Tendenz des Werkes, nicht jeder mit jeder Ansicht der Verfasser einverstanden sein; so z. B. thut Samtleben dem Roman von Alphonse Daudet: *Fromont jeune et Risler aîné* gewiß Unrecht, wenn er ihn mit Zolas *Sudeleien* in einen Topf wirft. Aber solche Kleinigkeiten haben dem gelingenen Ganzen gegenüber nichts zu bedeuten. Gelingen bis auf den Schluß. Vic. Weber, der den letzten Aufsatz geschrieben hat, läßt uns nämlich mitten in den „unchristlichen und antichristlichen Weltanschauungen der Gegenwart“ sitzen und verabschiedet sich mit einer nichts-sagenden Konstatierung und einem ohnmächtigen Wunsche: „Wir sehen, es gärt und wogt durcheinander. Möge eine Zeit neuer Klarheit und Wahrheit kommen!“ Fühlte er sich außer stande, den Lesern zu sagen, auf welcher Seite ungefähr diese neue Wahrheit zu suchen sei? — Ein sehr empfehlenswertes kleines Buch ist: Gott. Warum wir bei ihm bleiben müssen. Von Karl König. (Erstes Bändchen der vom Pfarrer Gerstung bei Paul Waezel in Freiburg i. B. und Leipzig herausgegebenen Sammlung: *Neue Pfade zum alten Gott*.) Da der Wert des Büchleins in der kraftvollen Persönlichkeit liegt, die sich darin ausdrückt, so würde ihm eine Analyse des Inhalts nicht gerecht werden. Für den Verfasser ist der Glaube an den persönlichen Gott Selbstbehauptung. Der Wille zum Leben fordert den Glauben an die Denkgesetze, den der für sich allein arbeitende Verstand samt der ganzen Wirklichkeit durch Skepsis auflöst und vernichtet, und den Glauben an die Zweckmäßigkeit des Weltalls. „Wer ohne diesen Glauben Naturwissenschaft und Astronomie treibt, spottet seiner selbst und weiß nicht wie.“ Mit Hilky sagt er: „Was keine anhaltende, ruhig sittliche Kraft giebt, das ist nicht wahr, und was solche Kraft verleiht, das muß Wahrheit allermindestens in sich tragen.“ So ist es denn nicht der Verstand, der das Kriterium der Wahrheit hat. Die Naturwissenschaften haben die Probe des Experiments zu bestehen, und weiter als das Experiment reicht, reichen sie nicht; die Geisteswissenschaften aber haben die innere Erfahrung; für sie gilt der Satz: „Die Seele hat ein Recht darauf, an ihre besten Güter zu glauben.“ Zu den Orthodoxen gehört König nicht; Gott, meint er, könne man erfahren, aber nicht die Dreieinigkeit oder die *communicatio idiomatum*.

Ein Anonymus hat (in C. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig, 1901) die Schrift herausgegeben: *Das Entwicklungsgesetz und das Kirchendogma nebst kritischem Ausblick [so!] in die Zukunft*. Obwohl die Voranstellung des Entwicklungsgesetzes bedenklich macht, erregt doch das Vorwort die Erwartung auf etwas ähnliches wie das, was König bietet. Der Verfasser beklagt es, daß der heute im Kirchenregiment herrschende Orthodoxismus die protestantische Bevölkerung der Kirche entfremde, und will, dem Bedürfnis der nur dogmenfeindlichen aber nicht religionslosen Kreise entgegenkommend, Anleitung geben zu einer „vom Dogmenzwang befreiten, dem jetzigen Bildungsstande entsprechenden Auffassung des Weltprozesses.“ Wenn wir aber dann lesen, daß „Liebe kein treibendes agens, kein maßgebendes Prinzip bei der Schöpfung und in der Organisation des Weltprozesses gewesen sein“ könne, und daß Gott für die Wissenschaft „nichts weiter ist als der Inbegriff alles Seins und Werdens,“ wenn wir ferner lesen: „So wie wir jetzt die Mängel

und Schwächen der Bibel kennen, wäre eine göttliche Inspiration derselben nur ein trauriges Zeichen göttlicher Weisheit," und wenn wir am Schluß den Hauptsatz seines Glaubensbekenntnisses erfahren: „Im Anfang war Gott, und Gott war die Kraft, und die Kraft war im Stoff und belebte ihn, und Gott und Kraft und Stoff waren ihrem Wesen nach eins," so müssen wir sagen: bei dieser Art von angeblicher Reform kann nicht nur vom Christentum, sondern auch von Religion keine Rede mehr sein. Übrigens ist alles, was in dem Broschürchen steht, nur dilettantisches Geschwätz. Dagegen haben wir es bei Friedrich Thudichum, Professor der Rechte a. D. an der Universität Tübingen, mit einem gründlichen Gelehrten zu thun, der in seinem neuesten Buche: Die wahren Lehren Jesu (Leipzig, Max Sängewald, 1901) ganze Arbeit macht, sodaß mit ihm verglichen die Herren von der Tübinger Schule als Muster bescheidener Zurückhaltung erscheinen. Nach ihm ist alles und jedes gefälscht; im vierten Jahrhundert sind die Evangelien und die paulinischen Briefe für die Zwecke der Priesterschaft zurechtgemacht worden. Die Tübinger Schule hatte uns doch noch die ersten vier von den Episteln Pauli gelassen, bei Thudichum lesen wir Seite 197: „Der Brief an die Galater ist nach meiner Ansicht in der angeführten Stelle (2, 1 bis 14 über das Verhältnis des Paulus zu Petrus) unbestimmt und außerdem, wie alle Briefe des Paulus, eine Fälschung des dritten oder vierten Jahrhunderts." Thudichum hat ohne Zweifel eine für einen Juristen erstaunliche Bibelgelehrsamkeit, aber wie es scheint, hat er mehr aus Bearbeitungen zweiter und dritter Hand als aus den Quellen geschöpft. Nehmen wir die erste beste der neutestamentlichen Schriften, die er ins vierte Jahrhundert setzt, z. B. den Hebräerbrief; wenn wir aus dem betreffenden Artikel in der Encyclopädie von Herzog und Plitt erfahren, daß dieser Brief von Tertullian zitiert, von Irenäus und Hippolyt (im Anfange des dritten Jahrhunderts) besprochen, ja schon vor dem Jahre 100 in Rom gelesen worden ist, so müssen wir die Solidität der Grundlage, auf der Thudichums Bibelkritik ruht, bezweifeln. Die kritische Aussonderung des vermeintlich echten aus den ersten drei Evangelien durch Vergleichung ihrer Texte — das vierte Evangelium wird in Bausch und Bogen verworfen — ist eine sehr fleißige Arbeit und enthält so manchen vernünftigen und brauchbaren Gedanken. — Eugen Schmitt hat vom Standpunkte der marxischen Geschichtskonstruktion ein geistreiches, originelles und durch schöne Darstellung glänzendes Buch geschrieben: Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsrer Zeit. Mit Buchschmuck von F. W. Eißarz (Eugen Diederichs in Leipzig, 1901). Jesus ist das personifizierte Proletariat, die ersten Christengemeinden sind Gesellschaften von Kommunisten. Der Antichrist, der Fürst dieser Welt ist der Kaiser als Repräsentant der Besitzenden. Da der Versuch, die Umstürzler auszurotten, mißlingt, so schließt der kluge Konstantin einen Kompromiß — nicht mit den Umstürzlern selbst, sondern mit ihrer Priesterschaft, die als Organisation zur Verteidigung gegen das Heidentum notwendig geworden war, und die schon das demokratische Christentum in sein Gegenteil verkehrt hatte. Der weltliche und der geistliche Cäsar teilen sich in die Weltherrschaft, der Antichrist setzt sich an Christi Stelle, und der arme Leidende Knecht Gottes, der liebende Bruder seiner leidenden Brüder, wird als Gottsohn, der dem Vater wesensgleich ist, und als Weltenrichter zum überirdischen Spiegelbilde des Cäsar und zur Chronofütze gemacht. Das geschieht amtlich auf dem Konzil zu Nicäa, und in ähnlicher Weise verläuft die weitere Dogmenbildung nach den jeweiligen Bedürfnissen der Herrschenden. Im Buche selbst mit seinen tiefen und keineswegs durchaus un-wahren geschichtsphilosophischen Betrachtungen klingt das alles nicht so banal wie in unserem trocknen Abriß. Unter den verschiedenen Auffassungen des Christentums, denen der strenge Diesseitigkeitsglaube zu Grunde liegt, ist diese die erträglichste; vor allem ist sie weit würdiger als die des Vulgärrationalismus oder die Häckelsche. Alle diese Leute verrichten eine notwendige Vorbereitungsarbeit. Wenn dereinst das religiöse Genie kommen wird, das dem Volke ein zeitgemäßes Christentum zu

bringen gesandt ist, so wird der gute und rasche Erfolg seiner Sendung zum Teil davon abhängen, in welchem Grade verschiedne heute noch ziemlich fest gewurzelte Vorurteile hinweggeräumt sind, z. B. das von der Erbsünde, gegen das Thudichum, wie wir es selbst schon gethan haben, Christi Wort anführt, daß gerade den Kindern — und er meinte ungetaufte — das Himmelreich gehöre. Also die Kritik ist notwendig. Nur sollen sich die Kritiker nicht einbilden, daß sie selbst schon mit ihrer Arbeit die Religion der Zukunft oder auch nur ihre Grundlage schafften. Mit der Textkritik und der Duellengelehrsamkeit ist so gut wie gar nichts ausgerichtet. Während Thudichum noch weit über Baur und Schwegler hinausgeht, kommen die heutigen liberalen Theologen, ähnlich wie die Erforscher des griechischen und des römischen Altertums, zu viel konservativen Ergebnissen. Dr. H. Lisko z. B. hält nach seinem neusten Buche (Roma Peregrina, Berlin, J. Schneider u. Comp., 1901) die sogenannten Gefangenschaftsbriefe Pauli wieder für echt. Fälschungen sieht er ja auch überall, aber er läßt sie von den ephesinischen Johannesjüngern noch vor Ablauf des ersten christlichen Jahrhunderts vorgenommen sein. Was kann solchem Meinungsstreit der Gelehrten gegenüber der schlichte Christ besseres thun als sagen: Da ist es doch das einfachste, ich gehe noch ein paar Jahrzehnte weiter hinauf und halte die neutestamentlichen Schriften für echt und ungefälscht? Nicht anders steht es mit dem Herausklauben des vermeintlich Echten nach Kriterien, die der Philosophie und der Ethik entnommen sind — scheinbar; denn in Wirklichkeit ist es allemal der persönliche Geschmack und der Wunsch des Kritikers, was entscheidet, und da die Geschmäcke und Wünsche verschieden sind, so kann es auf diesem Wege niemals zu einer endgiltigen Entscheidung kommen. Für Schmitt ist die Geschichte von dem reichen Manne und dem armen Lazarus der Angelpunkt des urchristlichen Bewußtseins, der Punkt, auf dem die proletarische Bruderliebe in den Haß gegen die Besitzenden umschlägt, und zugleich der Punkt, wo das Höllendogma und damit das ganze spätere, in Satanismus umgeschlagene Christentum keimt. Thudichum, ein Bourgeois, der von dieser Auffassung des Christentums keine Ahnung hat, erklärt die ihm höchst anstößige Geschichte für ein späteres Einschlepfel.

*Hic liber est in quo sua quaerit dogmata quisque,  
Invenit et pariter dogmata quisque sua,*

und schon damit bewährt sich die Bibel durch alle Jahrhunderte als etwas, was viel, viel größer ist als ein einzelnes orthodoxes oder entwickelungstheoretisches oder rationalistisches oder sozialdemokratisches Glaubensbekenntnis.

Zu diesem Häuflein von Schriften hatten wir, verführt durch den Titel, auch die Broschüre gelegt: Die ewigen Wahrheiten im Lichte der heutigen Wissenschaft, eine erkenntnistheoretische Studie in leicht verständlicher Form von Werner A. Stille, Dr. phil. (Berlin, R. Friedländer u. Sohn, 1901). Beim Lesen wurden wir inne, daß wir uns getäuscht hatten; mit den ewigen Wahrheiten meint Stille die mathematischen Grundsätze. Aber schließlich fanden wir doch, daß wir uns eigentlich nicht getäuscht hatten, denn der Verfasser weist in einer langen Polemik gegen Loge nach, daß dieses Philosophen Bemühen, Gott und seine Allmacht vor der Weltherrschaft der mathematischen Wahrheiten zu retten, vergeblich sei. Ein schwieriges Problem, man darf wohl sagen, eines der unlösbaren Welträtsel, liegt hier freilich vor.

Deutsch-amerikanische Kulturbeziehungen. Es giebt eine vortreffliche amerikanische Revue, die durchaus dem Zweck „des vergleichenden Studiums der litterarischen, sprachlichen und anderen Kulturbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika“ gewidmet ist. Americana Germanica heißt diese von einer Reihe an amerikanischen Universitäten wirkender Gelehrten herausgegebene Vierteljahrschrift, die auch von dem German Publication Fund of America für die darin publizierten wissenschaftlichen Arbeiten materielle Unterstützung erhält. Es liegt schon der dritte

Band, 1899 bis 1900, vollständig vor (Newyork, The Macmillan Co.). Nicht minder zeigen die in Baltimore erscheinenden *Modern Language Notes*, die ebenfalls hervorragende amerikanische Gelehrte zu Herausgebern und Mitarbeitern haben, wieviel Anregung die deutsche Kultur den angelsächsischen Stammesgenossen über dem Atlantischen Ozean giebt. Jetzt gerade, wo infolge der Reise des Prinzen Heinrich die alten Beziehungen zwischen der großen Republik und den deutschen Ländern so vielfach besprochen werden, finden wir in den zwei letzten Jahrgängen der genannten Zeitschriften sehr gelegen eine Reihe von größern Aufsätzen, auf die wir hier aufmerksam machen wollen; sie behandeln die gegenseitigen Kulturbeziehungen wissenschaftlich erschöpfend und geben eine Fülle interessantesten Materials. Da ist zunächst ein *Essai* in den *Americana Germanica: Early Influence of German Literature in America*, von Frederick H. Wilckens, der den Einfluß und die Verbreitung der ins Englische übersetzten deutschen Litteratur in Amerika in chronologischer Reihenfolge schildert. Mit Gessners „Tod Abels“ geht es 1762 an; bis 1770 sind sechs verschiedene *The Death of Abel* erschienen, und dreimal finden sich Nachbildungen *The Death of Cain*. Neben Gessner tritt Klopstocks *Messiade*, Goethes *Werther*, Lessings *Miß Sara Sampson* (als *Lucy Sampson or the Unhappy Heiress*, Philadelphia, 1789) auf den Plan. Die amerikanische Bühne steht ganz unter dem Einflusse Kogebues, von dem nicht weniger als fünfunddreißig Stücke, namentlich in den Übersetzungen des Newyorker Theaterdirektors und Geschichtschreibers des amerikanischen Theaters, William Dunlap, über die Bretter gingen. Nur einer der deutschen Dichter kann um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts mit Kogebue konkurrieren: Friedrich Schiller, der deutsche Shakespeare. Namentlich „Die Räuber“ begeistern das amerikanische Publikum, und wir finden wahrhaft ergreifende Besprechungen des Schiller'schen Jugenddramas in amerikantischen Kritiken der damaligen Zeit. Aber auch *Fiesko*, *Kabale und Liebe* (*The Minister* oder auch *The Harpners Daughter*) und *Don Carlos* kommen zwischen 1795 und 1806 in den Vereinigten Staaten auf die Bretter. Wilckens giebt in einer Aufstellung eine ausführliche Bibliographie von 187 zwischen 1762 und 1826 in Amerika erschienenen englischen Übersetzungen (auch Nachdrucke in England publizierter) von Erzeugnissen der deutschen Litteratur. Wir finden außer den genannten Campe, Chamisso, Goethes *Goetz* und Hermann und Dorothea, *Issland*, *Jung-Stilling*, *Knigge*, *Lavater*, *Pestalozzi*, *Salzmann*, sehr früh den Geisterseher Schillers und *Die Piccolomini*, *Schlegel*, *Wieland*, *Schoffe*, dessen *Abällino* als Roman gelesen und als Drama gespielt wird. „Die Räuber,“ „*Abällino*“ und „*Rinaldo Rinaldini*“ von *Vulpius* zeigen, wie die amerikantische Freiheitsbewegung trotz des puritanisch strengen Volkes „Ein freies Leben führen wir“ ganz besonders liebte. Während so Wilckens das erste und frühe Auftreten der deutschen Litteratur in Amerika schildert, behandelt eine Abhandlung in demselben Bande der *Americana Germanica: The influence of the American Revolution upon German Literature*. James Taft Hatfield und Elfrieda Hochbaum haben dazu Massen von Stellen aus den bei uns gewiß teilweise unzugänglichen Quellen zusammengetragen, wie die angeschlossene Bibliographie beweist. Und doch ist ihnen manches entgangen, was dann John A. Walz (jetzt in Harvard University) in den *Modern Language Notes* (Juni, November und Dezember 1901) nachgetragen hat. Die Abhandlung von Hatfield und Hochbaum beginnt damit, das allgemeine Interesse an Amerika zu schildern, das sich in den zahlreichen, schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erscheinenden deutschen Beschreibungen von Land und Leuten äußert. Abgesehen von Übersetzungen aus dem Englischen ist in Halle 1752 schon eine allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika von Siegmund J. Baumgarten, 1744 eine ähnliche in Lemgo u. a. m. herausgekommen. Goethe schreibt in *Wilhelm Meisters Wanderjahre*: „Der lebhafteste Trieb nach Amerika im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war groß, indem ein jeder, der sich diesseits einigermaßen unbequem fand, sich drüben in Freiheit zu setzen hoffte; dieser Trieb ward genährt durch wünschenswerte Besichtigungen, die

man erlangen konnte, ehe sich noch die Bevölkerung weiter nach Westen verbreitete.“ Die Indianer und die Negerflaven fingen an, in der deutschen Poesie eine Rolle zu spielen; Pöffel, Goethe, Schubart, Schiller sprechen von ihnen, und ein Anonymus fängt im Göttinger Musenalmanach von 1784 das Lied eines Negerflaven in Amerika: „Bin ein Mensch wie Weiße, habe nichts gethan; plagen mich mit Fleiße, jehn als Tier mich an usw.“ Auch der große Entdecker, Kolumbus, Cortez, Pizarro, bemächtigt sich die deutsche Dichtung; und schon 1774 weiß Stolberg in dem an Klopstock gerichteten Gedicht „Mein Vaterland“ von dem Segen, den die deutsche Einwanderung hinüber brachte, zu singen:

Kolumbia, du weintest, gehüllt  
In Trauerschleier, über den Fluch,  
Welchen der lachende Mörder  
Iben Fluren zum Erbe ließ;  
Da sandte Deutschland Segen und Volk:  
Der Schoß der Jammererde gear,  
Staunte der schwellenden Ahren  
Und der schaffenden Fremdlinge.

Der amerikanische Freiheitskampf war der erste praktische Ausbruch des revolutionären Geistes am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Es fanden sich auch ängstliche Gemüter, die schlimme Rückwirkungen für Europa davon befürchteten; das sind aber im ganzen wenige. Das Interesse an den amerikanischen Ereignissen war ganz gewaltig, und diese wurden in Deutschland in ganz besonders und für diese Zeit ungewöhnlich rascher Weise bekannt. Wenn man die Äußerungen deutscher hervorragender Männer von damals über den Kampf der Amerikaner gegen die Engländer liest, glaubt man sich in die Gegenwart des Burenkriegs versetzt. Friedrich der Große schreibt 1775 an den Grafen Maltzahn: „Es erhellt immer mehr, daß der König von England mit seinen Kolonien hohes Spiel spielt und sich in diese Wirren zu tief eingelassen hat, um siegreich daraus hervorzugehn. . . . Gewiß ist dies, fast ganz Europa nimmt Partei für die Kolonien und verteidigt ihre Sache, während die Sache des Hofes weder Gönner noch Förderer findet.“ Der große Preußenkönig verbot auch den Durchzug der verkauften Ansbacher, Hanauer und Zerbfster Landesfinder durch sein Gebiet und wirkte durch diese Verzögerung des Einschiffens der nötigen Ersatztruppen auf den Gang des Krieges ein. Zahlreiche von den Deutschen in Amerika geschriebne Briefe und Berichte hielten das Interesse in der Heimat wach, und das in Braunschweig (1777) erscheinende „Amerikanische Archiv“ ist dem ausgesprochenen Zweck gewidmet, dem Publikum Authentisches vorzutragen, damit es sich ein sichres Urteil bilden könne. Denn die englischen Siegesbulletins von Anno dazumal unterscheiden sich in nichts von denen, die wir seit zwei Jahren selbst erleben. Als Schiller 1781 die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ herausgab, hat er Gelegenheit, sich über die von den Engländern verbreiteten Siegesnachrichten lustig zu machen. Die Modern Language Notes vom Juni 1901 zitieren Boas: „Schillers Zeitung persiflierte die unwahrscheinlichen Siegesberichte der Engländer“; Brahms: „Derb werden die Engländer verspottet wegen ihrer prahlerischen Bulletins im amerikanischen Befreiungskriege“ und Minor: „Schillers Zeitung kann ihren Spott über den gesunkenen britischen Löwen nicht unterdrücken“ (die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ selbst waren mir nicht zugänglich). Wie Franklin und Washington in Deutschland höchste Anerkennung fanden, wie Bürger, Goethe, Voß, Stolberg, Rupert Becker, Pöffel, Schubart, Georg Forster die Leiter der amerikanischen Bewegung in Poesie und Prosa verherrlichten, wird von Hatfield und Hochbaum ebenso fleißig zusammengetragen wie die Zeugnisse, daß der revolutionäre, oder besser gesagt, freiheitliche Geist infolge davon in der deutschen Dichtung zu mächtigem Ausdruck kam. Gerstenbergs Bardendichtung, Klopstock und die Nachahmer

der beiden hatten den Boden zu solchen überschwenglichen Äußerungen präpariert wie „Der Feldgefang zu einer Freiheitschlacht“ (C. im Göttinger Musenalmanach, 1775), von dessen achtundzwanzig Strophen zehn mit „Freiheit! Freiheit! Freiheit!“ beginnen. Goethes *Egmont* (1774/75) hat den „Aufstand der Niederlande“ als charakteristischen, durch die amerikanische Revolution eingegebenen Hintergrund, und Friedrich Leopold Stolberg, der schon als Zehnjähriger eine Ode an die Freiheit geschrieben hatte, und den Boß „Adler der Freiheit“ nennt, wird 1775 von der köstlichen Frau Rat in Frankfurt mit dem besten Rotwein aus ihrem Keller geneckt und geduckt: „Hier ist das wahre Tyrannenblut!“ In diesem Kapitel ist allerdings das, was der „Sturm und Drang“ eingegeben hat, von dem, was möglicherweise durch die amerikanischen Nachrichten veranlaßt wurde, schwer zu scheiden, und bezeichnenderweise spielt ja Klingers „Sturm und Drang“ in Amerika. Sehr reich ist auch der „die direkten Anspielungen auf die amerikanische Revolution in der deutschen Poesie“ enthaltende Absatz an interessanten und wenig bekannten Quellenzeugnissen. Das „Deutsche Museum“ (Februar 1777) schreibt: „Wenn der Himmel Cäsars Partei nimmt, so halten wir es immer mit Cato, und der Kongreß hat wichtige Freunde unter unsern Schriftstellern und Dichtern, welche es alle nur mühsam begreifen, wie es zugeht, daß ein gedungnes Heer diese Söhne der Freiheit händigen kann.“ Schreiben wir 1777 oder 1902? Goethe, Klinger, Klopstock, Boß, Lessing, Lenz, Schubart, Pfeffel u. a. m. sind diese Freunde. Goecking (Kriegslied eines Provinzials, 1782) singt:

Ziehst du das Schwert für etwas mehr  
Als deinen Lumpensold?  
Und du willst siegen, Sklavenheer?  
Erkaufft du Sieg mit Gold?  
Doch du, du braves deutsches Blut!  
Sag an, was suchst du hier?  
Landeigentum und Freiheit? Gut!  
Wir teilen gern mit dir!

Das Buch von Lowell, das den Anteil der Hessen und anderer deutscher an England verkaufter Hilfstruppen schildert — es ist jetzt auch in deutscher Übersetzung erschienen —, findet hier in dem Abschnitt *German Poets and the Soldier-traffic* eine treffliche Ergänzung. Dazu bringt Walz in den *Modern Language Notes* (Dezember 1901) vortreffliches Zusatzmaterial aus Komödien der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts; aus Stephanis des Jüngern „So muß man Füchse fangen,“ aus dem „Loch in der Thür,“ den „Wildschützen.“ Das „Räufchen“ von C. F. Breßner (Leipzig, 1786) enthält nach Walz das beste Zeugnis für die Haltung der deutschen Mittelklassen zum amerikanischen Krieg und die Frage der hessischen Hilfstruppen; in Schillers „Kabale und Liebe“ hat aber doch schon jeder Deutsche die Wirkung dieser Schmach des achtzehnten Jahrhunderts, des Soldatenhandels, an sich gespürt. Die Litteraturangaben bei Hatfield und Hochbaum beweisen, daß nach Kapps „Leben des amerikanischen Generals Fr. W. von Steuben“ und „Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika“ noch viel neues Material auch für diese Frage aufgetaucht ist. Jetzt beginnen die *Americana Germanica* in ihrem letzten Heft (1901, Ende) das Tagebuch aus den Jahren 1776 bis 1780 des Kapitäns Wiederhold, gestorben 1805 zu Kassel als Major, abzudrucken; und ein Aufruf von Schröder (Marburg) in den *Modern Language Notes* (Juni 1901) zeigt, daß dieser Gelehrte mit einer Arbeit über den Ruf der hessischen Hilfstruppen in englischen Diensten beschäftigt ist: er verlangt Nachweis sprichwörtlicher Redensarten über sie und vulgärer oder dialektischer Ausdrücke, die sich auf die Hessen beziehen. Es ist schade, daß die Zeitschriften, die das Band zwischen Deutschland und Amerika litterarisch und wissenschaftlich verknüpfen halten, zu den „unzugänglichen oder wenig zugänglichen“ gehören. Ihr Stoff verdient die größte Verbreitung.

m.

Gegen den Theaterdusel. Im zweiten unserer Nietzscheartikel haben wir (S. 287 des zweiten Bandes der Grenzboten 1898) geschrieben: „Mit der Wagnererei dürfte der verrückte Plan einer Erneuerung höherer Kultur durch das Theater für immer begraben sein,“ und haben dann die darin liegende Geringschätzung des Theaters begründet. Wir lachen oft über die großen Zeitungen und die illustrierten Blätter, die Bühnenaufführungen, neue Bühnenstücke, Theaterdichter und Schauspieler als Gegenstände und Personen von ungeheurer Wichtigkeit behandeln, und wir freuen uns, ein Schriftchen anzeigen zu können, das diesem Unsinn entschieden entgegentritt: Der Theaterdusel. Eine Streitschrift gegen die Übererschätzung des Theaters von Alfred H. Fried. Bamberg, Verlag der Handelsdruckererei (ohne Jahreszahl). Wir teilen die philosophische Grundanschauung des Verfassers nicht, die ihn zu der Ansicht führt, daß Glaube und Kunst ihren Beruf an der Wiege der Menschheit erfüllt hätten, und daß heute an die Stelle des Glaubens die Wissenschaft, an die Stelle der Kunst „das warme Leben“ zu treten habe — Glaube und Kunst werden allezeit zu den Bestandteilen des Lebens gehören, die es warm erhalten. Aber darin sind wir mit ihm einverstanden, daß die meisten der heutigen Bühnenstücke keine Kunstwerke sind, daß die heutige Bühnendichterei weiter nichts ist als ein einträgliches Handwerk, und daß die Schauspielerei eine teils wertlose, teils verderbliche Kunst ist, die ihren Verehrern die Lust und die Fähigkeit zu ernster Arbeit und das Verständnis für die großen Aufgaben der Zeit raubt und sie zu einem marklosen unnützen Volk macht, das an Stelle der echten Lebensinteressen nur noch das Interesse für den Glitterkram einer Scheinwelt hegt. Glücklicherweise ist die Zahl der „Habitués“ gering, kann auch, wie Fried ausführlich nachweist, niemals zahlreich werden, und aus diesem Grunde würde das Theater nicht einmal dann eine Volksbildungsanstalt sein können, wenn es sich seiner Natur nach dazu eignete. Wir erlauben uns, des Verfassers gute und sonst erschöpfende Darstellung nur mit dem einen Satz zu ergänzen: Abgesehen von den wirklichen Volksbildungsanstalten nach Art der englischen und der dänischen Volkshochschulen, der englischen und amerikanischen Volksbibliotheken, die vorläufig nur einem kleinen Teile des Volkes zugänglich sind, giebt es nur drei Bildungsquellen, die stetig und für das Ganze strömen, je nach Umständen eine allein oder zwei oder alle drei zusammen: die Kirche, die Zeitung und die Unterhaltungslektüre, die Novellistik.

Berichtigung. In unserm Maßgeblichen in Heft 7: „Ein Mangel in unserer Gesetzgebung,“ das den Wiesbadner Droguiistenprozeß behandelt, ist unserm Mitarbeiter leider durch Verwechslung ein Versehen passiert, das wir berichtigen müssen. Der Droguiist wurde nicht nur, wie in den Grenzboten gesagt worden war, zu zehn Mark Strafe verurteilt, und der Gehilfe wurde nicht freigesprochen, sondern der erste erhielt acht Wochen Haft und zwanzig Mark Geldstrafe, der andre fünfzig Mark Geldstrafe. An den Ausführungen unsers Mitarbeiters ändert das nichts, wir werden aber in der nächsten Zeit einen objektiven Artikel über Apotheke und Drogenhandel im allgemeinen von sachverständiger Seite bringen.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig